

Karl Kauffmann's Strümpfe

Nicht alles, was uns wie ein Märchen erscheint, ist erdichtet. Im wirklichen Leben ereignen sich oft die wunderbarsten Begebenheiten. Dazu gehört auch das keine Erlebnis einer Amerikanerin, die sich auf einer Europareise einige Wochen in der malerischen Stadt Nürnberg aufhielt. Auf dem Wege von ihrem Logis nach dem Hotel, in dem sie ihre Wäsche einzuwaschen pflegte, sah sie plötzlich eine alte Bäuerin fleißig strickend vor einem der Häuser sitzen. Bald wechselte sie mit der freundlichen Alten im Vorübergehen einen Gruß und plauderte auch wohl ein paar Worte mit ihr. Eines Tages konnte sie sich nicht enthalten zu fragen: "Sie stricken immer so fleißig, liebe Frau, haben Sie denn so viele, die Sie mit Strümpfen versehen müssen?"

"Ich stricke die Strümpfe für meinen Sohn, Madame," antwortete die Frau. "Er ist jetzt in Ihrem Lande. Es sind nun schon drei Jahre, seit er mich verlassen hat, und ich befürchte, seine Strümpfe werden längst alle zerissen sein, da sie ihm wohl auch niemand hängen wird. Ich war glücklich, Madame, als ich hörte, daß Sie aus Amerika sind, denn ich möchte Sie, ach, um eine so große Gefälligkeit bitten!"

"Wenn es etwas ist, was ich tun kann, dann gewiß, gerne."

"Nun, Madame, wenn es Ihnen nicht zu viele Mühe macht, würden Sie wohl diese Strümpfe für meinen Sohn mitnehmen. Ich werde von morgens bis abends stricken, um nur das Tausend noch doll zu bekommen."

"Wer wo ist denn Ihr Sohn, liebe Frau?"

"In Amerika, Madame."

"Schreibt er Ihnen?"

"Das würde nichts nützen, ich kann ja nicht lesen."

"Und sein Name ist —?"

"Karl, Madame — Karl Kauffmann."

"Wo in welcher Stadt wohnt er denn?"

"Ich weiß nichts von Städten. Karl ist in Amerika, Madame. Sie werden ihn doch gewiß irgendwo treffen. Er ist das Ebenbild seiner Mutter, daran werden Sie ihn erkennen," und die alte Frau blinzelte mit ihren immer noch schönen, blauen, in Tränen schimmernden Augen rührend zuversichtlich zu der fremden Dame auf. Es lag darin ein so treuer, flehender Ausdruck und zwischen den Brauen vertiefte sich beim zifrigen

PILES

Das ist das Beste, was Sie bei Hämorrhoiden bekommen können. Es ist ein natürliches Mittel, das keine Schmerzen verursacht und keine Nebenwirkungen hat. Es ist das Beste, was Sie bei Hämorrhoiden bekommen können.

Zam-Buk

denn dem ersten besten wollte sie die mit so viel Liebe gearbeiteten Strümpfe nicht geben, so hatte sie dieselben vorläufig fort. Nächsten Monate vergingen, und die Dame hatte nichts von Karl Kauffmann aus Nürnberg gehört.

Da ereignete es sich eines Tages, daß sie auf ein Klopfen an der Tür öffnete. Ein Mann trat ein. Sie erkannte ihn sofort. Er war ein Mann, den sie nicht kannte, aber er trug dieselben Strümpfe, die sie ihm gegeben hatte. Sie sah ihn auf den Knien in der Küche, bemüht, den Reis wieder in die Dose zu packen, die ihm unvorsichtigerweise auf den Boden gefallen und aufgegangen war.

"O, Madame," rief er entschuldigend, "ich habe leider Ihren Reis verschüttet, ich werde sofort anderen holen."

Dabei sah er die Dame bittend an mit einem lebenden Blick aus treuen, blauen Augen, die eine unbestimmte Erinnerung in ihr wachten. Sie kam ihm forschend in das offene, freundliche Gesicht, das durch eine beim zifrigen Sprechen zwischen den Brauen

SANTAL MIDY

Das ist das Beste, was Sie bei Hämorrhoiden bekommen können. Es ist ein natürliches Mittel, das keine Schmerzen verursacht und keine Nebenwirkungen hat. Es ist das Beste, was Sie bei Hämorrhoiden bekommen können.

Die Geschichte der Handgranate

Diese Waffe ist alt und wurde bereits Mitte des 15. Jahrhunderts angewendet.

Wir haben in diesen Tagen zahlreiche Fälle erlebt, daß uralte, längst totgeklauerte Waffen wieder aufleben und von neuem zu mehr oder weniger großer Bedeutung gelangen. So der Panzer, der zuerst zum Schutz der Kavallerie als Artilleriegeschütz antrat, dann als tragbarer Infanterie-Schutzschild (nicht anders als in den Zeiten Homers) als Infanteriehelm verwendet wurde, bis zuletzt die Italiener ihre Panzer von oben bis unten panzerten, wie die Ritter des Mittelalters. Ähnlich ging es mit der Handgranate. Als Waffe ist sie uralte, wenn auch nicht ganz so alt wie Stein und Panzer, doch wird ihrer in der heutigen Form schon im Jahre 1427 Erwähnung getan. Im Wesentlichen war sie damals genau so gebaut wie heutzutage, nur die Füllung war, den Zeitverhältnissen entsprechend, einfacher und weniger zuverlässig.

SOS FURS

A. B. SHUBERT, Inc.

Chicago, U.S.A.

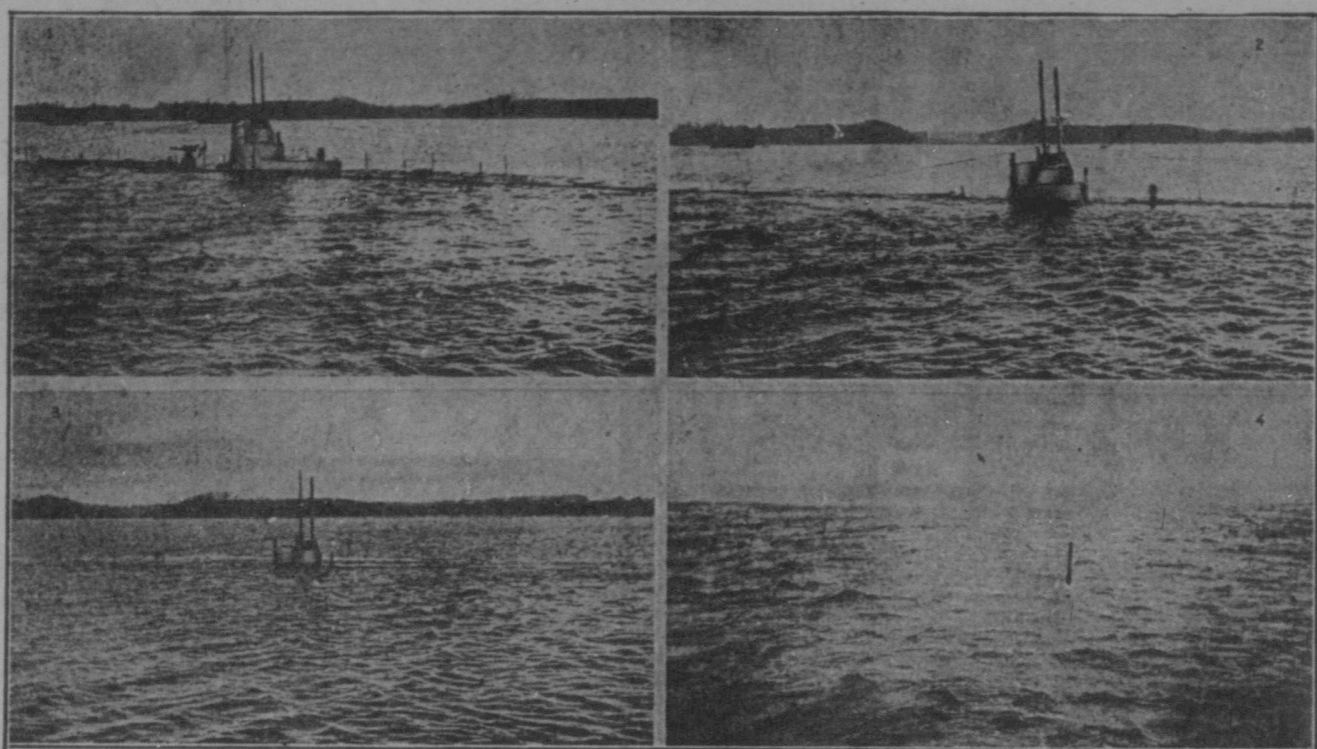
Damit ist aber ihre Vorgeschichte durchaus noch nicht erschöpft, denn sie hatte ihre Vorgänger, selbst als es noch kein Pulver gab. Und das ist das berühmte griechische Feuer in bestimmten Anwendungsformen. Ueber die Zusammenlegung des griechischen Feuers sind sich die Gelehrten noch keineswegs einig, doch ist es recht wahrscheinlich, daß es sich dabei um einen Vorläufer des Schießpulvers handelte, eine Zusammenlegung von Schwefel, Salpeter und Salpeter. Dieses griechische Feuer wurde in allgemeinen aus Buttschneidern gefoltert, aber es gab auch für den Handgebrauch bestimmte Formen, die sog. Christophons. Diese bestanden aus ausgehöhlten Steinen, oder mit Lötlern verlebten, eiserne Gefäße, die die Brennstoffe enthielten. Sie unterschieden sich also kaum von den Handgranaten der Gegenwart. In den ersten Jahrhunderten nach der Erfindung des Schießpulvers war die Handgranate denn auch vielfach im Gebrauch; der im 17. Jahrhundert entstandene Name Grenadiere leitet sich ja bekanntlich davon ab. Ihre erste neuzeitliche Anwendung im Großen brachte eigentlich erst der englische Sultan Selim, vor allem aber der russisch-japanische Krieg, wo sie uns bei der Belagerung von Port Arthur in großer Menge begegnete. Es wurden damals auf russischer Seite über 100,000 Stück verbraucht, als Höchstzahl wurden an einem Tage 7500 Stück geschleudert. Weitens handelte es sich dabei um Handgranaten, die aus allen möglichen Gelegenheiten von den Russen hergestell wurden. So mußten leere Konfervenbüchsen, Bombastrohre, die Mäntel feindlicher Ausbäuer und Hindennetze dazu herhalten, sie wurden mit Pulver, Schmoje oder Dynamit geladen und ihren Dienst verrichtet. Das Krachen bei der Explosion, die Rauchentwicklung, der starke Gasdruck im Verein mit den abfallenden, in der Nähe immer tödlich wirkenden Sprengstücken, brachte eine starke moralische und tatsächliche Wirkung hervor. Dies war auch der Grund, weshalb sofort nach dem Siege alle Militärsachen ein ihnen geeignet erscheinendes Handgranatenzeugnis in Verkehr nahmen.

Der Weltkrieg hat dann, namentlich im Stellungskriege, eine Anwendung der Handgranate in solchem Umfange gebracht, daß daneben auch die Zahlen des russisch-japanischen Krieges unendlich klein erscheinen. Natürlich hat inzwischen die militärische Technik eine Menge brauchbarer Modelle hergebracht, und die bedeutendste Industrie sorgt dafür, daß sie dem Heere nie fehlen; trotzdem spielt die beschriebene Granate die nicht viel anders geartet ist als die seiner Zeit in Port Arthur verwendete, immer noch eine große Rolle. Diese Handgranaten werden in den Pionier-Depots hinter der Front von den Pionieren in großer Menge angefertigt, um trotz ihrem äußerst einfachen Bau leisten sie wertvolle Dienste. Oft genug, wenn der deutsche Heeresdienst lafonisch berichtet: feindliche Angriffe wurden im Handgranatenkampf abgewiesen, hat auch die ehemalige Konfervenbüchse ihren Anteil am Erfolge.

Diejenigen, welche mit kaltem Verstand von den Verlusten des Armees als von einer glücklichen Erlösung für die Hinaschiedenen und einer feigenreichen Erlösung für die Hinterbliebenen reden, wissen wenig von dem Schmerz jolcher Verluste. Ein flüchtiger Blick der Liebe und Mitleid, wenn sich alle andern Augen kalt vor uns abwenden — das Bewußtsein, daß wir uns der Teilnahme und Liebe eines Lebens erfreuen, wenn alle andern uns verlassen haben — ist ein Anhalt, eine Stütze, ein Trost in den tiefsten Notlagen, welchen feine Menschheit erkaufen, keine Gewalt gewähren kann.

Charles Dickens (Vgl.)

Der Sohn ist nun dann bereit, wenn er dem elden Born eines überlegenen Gefiees entspringt.



Bilder von der deutschen Flotte: Laubing eines U-Bootes

Zur Unterhaltung und Belehrung

Drei Berlen
Von Christine Barts

Drei Berlen wachen in tiefem Grund,
Bon Schimmer glänzend, von Farben bunt;
Und wer die Berlen vom Grunde holt,
Doch sind sie weiter als edles Gold.
Doch freut er sich still, er freut sich leise,
Und wachst mit Sorgen und hütet mit Fleiß,
Doch niemand die Berlen, die kostbar raube,
Doch nicht verloren sie gehen im Staube.

Die eine der Berlen ist weiß und rot,
Sie heißt: Liebe, stark wider Tod.
Die andere Berle ist weiß und blau,
Sie heißt: Treue, nicht kalt, nicht trau.
Die dritte Berle ist weiß und grün,
Sie heißt: Hoffnung auf's Dornenblühn.
Und das Kleinod für diese Drei,
Das ist ein Herz ohne Furcht und Scheu.

Eine Winternacht
(2. Fortsetzung)

Das heitere Geheul erscholl noch einmal, dann verstummte es wieder. Schiffe nicht so der schwarze Spitz des Rosses Abhauen? Der Rastor nahm sich vor, genau die Richtung einzubehalten, aus der das Bellen gekommen. Das dort fand er verfehlt, aber die Staffeln würden sich nach ihm dorthin! Mit dem Stode wollte er bei jedem Schritt vor sich hertreten.

Wieder ging die Sache einige Schritte leiblich, dann aber brach mit einem Male die Spitze des Stodes durch eine Eisrinne, und unter den Füßen des Rastors plätschete Wasser. Er bohrte rechts neben sich den Stod ein, das selbe Geräusch. Da fehrte er sich nach links, dort fand er festen Boden, und konnte hundert Schritt weit vorwärts kommen. Jetzt war es möglich, sich wieder nach rechts zu wenden, um die Richtung des Stodes abzuwecheln von neuem zu gewinnen. Aber schon nach wenigen Augenblicken war er überanst, auch sie verloren zu haben, hatte er sich doch seit einiger Zeit nur im Fickad bewegt.

Da blieb der Rastor erschrocken stehen, sein Atem kam heiß vom Mund, Schweiß rann ihm unter der Helmhaube hervor, und sein Herz klopfte. Er begann zu beten. Das hat es

sich kühlen zu wollen. Seine Lage wurde immer gefährlicher. Wie oft hatte nicht schon der Boden unter ihm geschaukelt und jenes böse Knistern und Gurgeln und Schindeln hören lassen, das nur der Feind, der ein gefrorenes Moor betrat. Bei jedem weiteren Schritt konnte die Decke unter ihm einbrechen, der Sumpf hielt ihn mit schwarzen Armen und zog ihn hinunter.

Dann aber gab es keine Rettung. Ben das Moor einmal geschluckt hatte, den begrub es für ewig.

Immer von neuem fuhr sich der Rastor über die Stirn, dann schrie er mehrmals in die Nacht hinaus. Es kam keine Antwort. Doch es schien ihm, als ließe der Wind langsam nach. Auch der Schnee fiel nicht mehr so dicht. Das gab ihm neue Hoffnung und Willenskraft. Er packte den Stod und arbeitete sich vorsichtig weiter.

Da gewahrte er plötzlich vor sich einen der Stierzweige, die als Zeichen auf den Wegdamm gesteckt waren, und stampfte durch den Schnee auf ihn zu. Schon sah er sich gerettet, aber der Ast schien ihn necken zu wollen. Er bewegte sich fort, und als der Berleite ihm endlich mit verwegener Anstrengung erreichte und nach dem Schwanzenden baltete, sah er, daß der Wind ihn von seinem Standort losgerissen hatte und über die Schneefläche vor sich her trieb. Der Rastor ergriff den Zweig, hob ihn auf, betrachtete ihn g-danklos und wartete ihn von sich.

Weder blieb er ratlos stehen, bemüht, möglichst wenig auf dem Boden zu lasten, denn die Erde fradte und knisterte. Nach allen Seiten wandte er den Kopf, ob nicht von irgendwo die Stimme eines Menschen oder das Geheul eines Hundes zu ihm dränge.

Aber keine Augen begegneten nur dem Dunkel, und kein Ton war zu hören als leises Geräusch, wenn die Schneeförmchen auf die gefrorene Fläche des Moores fielen. Furchtbar war dieser Ton. Manchmal war es der Rastor, als kämelle er zu einem mächtigen Brausen an, wie Orgelklang. Dann wieder verklang es wie Einbildung, und es wurde abermals das seine Wecheln.

Der Berleite fragte sich, wie lange er nun wohl schon unterweas sei. Er suchte seine Uhr hervor, hielt sie dicht an sich, konnte aber nichts erkennen und ließ sie wieder in die Tasche.

Die Augen begannen ihm zu schmerzen, durch die Schneeförmchen tanzen laufend Fünkchen, immer verblühend und sich wieder entzündend. Halb laut murmelte er vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.

Er wartete, endlos langsam vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.

Er wartete, endlos langsam vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.

Er wartete, endlos langsam vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.

Er wartete, endlos langsam vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.

Er wartete, endlos langsam vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.

Er wartete, endlos langsam vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.

Er wartete, endlos langsam vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.

Er wartete, endlos langsam vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.

Er wartete, endlos langsam vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.

Er wartete, endlos langsam vor sich hin das dumme Wort „verloren, verloren“, immer wieder kam es ihm in den Lippen. Die Katerne ließ er hin und her, wurde größer und höher. Jetzt blieb der Schnee unter ihm liegen. Der Rastor erkannte, daß er sich in den Schnee hatte verirrt, und daß er sich nicht mehr aus dem Schnee heraus bekam. Er schrie laut, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm. Er schrie noch einmal, aber niemand antwortete ihm.